zweigheft

35

Freunde des

Stefan Zweig

Zentrums Salzburg

SPONSORING & COMMUNITY

Die Freunde des Stefan Zweig Zentrums Salzburg fördern Projekte und Kooperationen aus den Bereichen **Forschung, Literatur und Kulturvermittlung**. Sie tragen dazu bei, die wissenschaftlichen Aktivitäten und öffentlichen Veranstaltungen des Zentrums noch attraktiver zu gestalten. Damit werden sowohl das kulturelle Leben der Stadt als auch die internationale Wahrnehmung von **Zweigs literarischem Vermächtnis** entscheidend bereichert.

Mitglieder haben freien Eintritt in **Ausstellungen** und **Veranstaltungen** des Zentrums. Zusammenkünfte mit exklusivem Programm bieten ein Forum zur **Vernetzung** und zum **Austausch**.

INTERESSIERT?

Weitere Information finden Sie hier:

stefan-zweig-zentrum.at/das-zentrum/verein

UNIVERSITÄT
SALZBURG
Stefan Zweig Haus | Stefan Zweig Zentrum

zweigheft

35

EDITORIAL 4

POSTSTELLE SALZBURG, KAPUZINERBERG 5
THOMAS ASSINGER 9

„DOPPELBILDNIS“. STEFAN ZWEIG UND *DIE KUNST DES BRIEFES*
MARTINA WÖRGÖTTER 17

„LETTERS ARE NOT SUFFICIENT“ KORRESPONDENZEN IM LAS
LINA MARIA ZANGERL 25

ZWEIGS BRIEFE AN SEINE FRANZÖSISCHEN FREUNDE: ENTDECKUNGEN IN SICHT!
BRIGITTE CAIN-HÉRUDENT 35

BRIEFWECHSEL STEFAN ZWEIG UND FELIX BRAUN
ERIKA CAPOVILLA 43

IMPRESSUM 48

Sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Freundinnen und Freunde des Stefan Zweig Zentrums,

nachdem wir uns in den vergangenen Jahren intensiv dem biographischen Schreiben und Fragen der Übersetzung gewidmet haben, stehen unsere Veranstaltungen und Forschungsprojekte im Jahr 2026 ganz im Zeichen von „Stefan Zweig und der Brief". Im Mittelpunkt steht damit eine besondere Form des Schreibens: persönliche Mitteilung und literarische Form, Zeugnis einer Beziehung und zugleich Inszenierung des eigenen Ichs. Anders als ein veröffentlichtes Werk richtet sich der Brief zunächst an ein bestimmtes Gegenüber; zugleich kann er Einblicke in Denk- und Arbeitsprozesse gewähren, die anderenorts verborgen bleiben. Für Stefan Zweig besaß der Brief einen besonderen Reiz – als Kommunikationsmittel und Ausdruck menschlicher Beziehungen ebenso wie als Kunstform.

Wie sehr Zweig den Brief schätzte, zeigt etwa eine Äußerung aus dem Jahr 1912. Am 14. September schrieb er an Hermann Bahr: „Haben Sie noch Zeit, noch Lust Briefe zu lesen? Ich hoffe ja! Mit Briefen ist's wohl auch eine Curve im Leben, man liebt sie zuerst, vergißt, verliert sie dann über dem stärkeren gedruckten Wort, aber dann, glaub ich, kommt man wieder zu ihnen zurück." Zweigs Interesse an der Briefkultur zeigt sich nicht nur in solchen Reflexionen, sondern auch in zahlreichen Anregungen für Briefeditionen, die er dem Verleger des Insel-Verlags, Anton Kippenberg, brieflich unterbreitete. Balzac, Beethoven, Brentano, Flaubert, Goethe, Hölderlin, Kleist, Nietzsche, Rimbaud, Stifter, Verlaine und viele andere empfahl er zur Veröffentlichung.

Dasselbe Interesse prägte seine berühmte Autographensammlung. Zweig sammelte Handschriften nicht allein wegen ihres Seltenheitswerts. Ihn faszinierte die Vorstellung, in einer handgeschriebenen Seite dem Augenblick schöpferischer Arbeit nahezukommen. Der Brief wird dabei

zum materiellen Zeugnis einer Person: Handschrift, Papier, Korrekturen, Anrede und Tonfall hinterlassen Spuren des Schreibenden. Einen besonders geschätzten Brief aus seiner Sammlung, Mozarts Schreiben an sein „Augsburger Bäsle", veröffentlichte Zweig, versehen mit einem Vorwort, sogar in einem Privatdruck für Freunde.

Auch in seinen historischen und biographischen Büchern spielen Briefe eine zentrale Rolle. In *Marie Antoinette* (1932), *Triumph und Tragik des Erasmus von Rotterdam* (1934), *Maria Stuart* (1935), *Castellio gegen Calvin* (1936) oder *Amerigo* (erstmals 1944) dienen sie keineswegs nur als Belegmaterial. Sie werden zu Instrumenten psychologischer Deutung, indem Zweig aus Briefen Stimmungen, Konflikte und Charakterzüge gewinnt und historische Figuren gleichsam von innen heraus erzählt. Damit bewegen sich seine Biographien bewusst an der Grenze zwischen Geschichtsschreibung und literarischer Darstellung.

Eine entscheidende Rolle spielen Briefe häufig auch im erzählerischen Werk, wobei die Novelle *Brief einer Unbekannten* von 1922 zweifellos das berühmteste Beispiel darstellt: eine ganze Lebensgeschichte, eingeschlossen in einen einzigen Brief. Das Schreiben wird hier zum letzten Versuch, eine Beziehung herzustellen, die nie zustande gekommen ist. Der Brief schafft Nähe – und macht zugleich sichtbar, wie unüberwindbar die Distanz zwischen zwei Menschen sein kann.

Doch wie verhält es sich mit Zweig selbst als Briefschreiber? Die Fülle an Briefen und Postkarten, die er zeit seines Lebens mit beiden Ehefrauen, Freunden, Bekannten, Verlegern und Redakteuren, Künstlern und Intellektuellen austauschte, ist immens. Vieles davon ist bis heute nicht oder nur auszugsweise veröffentlicht.

Diese Korrespondenzen eröffnen unterschiedliche Einblicke in Zweigs Leben und Werk. Der Austausch mit seiner ersten Ehefrau Friderike Zweig führt in den privaten Alltag und zugleich in die Entstehungsgeschichte zahlreicher

Werke. Die Briefe an den Verleger Anton Kippenberg zeigen den professionellen Schriftsteller im Literaturbetrieb: verhandelnd, planend, werbend, bisweilen ungeduldig. Die jahrzehntelange Korrespondenz mit Romain Rolland wiederum dokumentiert eine Freundschaft, in der Literatur, Politik, Pazifismus und die Idee Europas zentrale Themen sind. Was Zweig in seinen Essays über Humanismus und Verständigung formuliert, lässt sich hier gewissermaßen im Entstehen beobachten. Einen besonderen Anlass, uns mit diesen Korrespondenzen zu beschäftigen, bot eine großzügige Schenkung durch die Erben nach Stefan und Lotte Zweig. Über 500 Briefe, die das Ehepaar aus dem Exil an die Familie geschrieben hat, befinden sich seit 2024 im Besitz der Universität Salzburg. Wir haben im *zweigheft 34* ausführlich darüber berichtet. Die Briefe dokumentieren nicht zuletzt die schwierigen Lebensumstände und persönlichen Nöte des Ehepaars in den letzten Lebensjahren.

Briefe sind für die Beschäftigung mit Zweig weit mehr als biographisches Beiwerk. Sie zeigen ihn in Rollen, die im veröffentlichten Werk oft nur indirekt sichtbar werden: als Freund, Vermittler, Netzwerker, Geschäftspartner, Sammler, politischer Beobachter, Flüchtling und Emigrant. Zugleich stellt sich die Frage, wie unmittelbar ein Brief überhaupt als Dokument gelesen werden kann. Auch im privaten Schreiben wählt man Worte, gestaltet einen Tonfall und entwirft ein Bild seiner selbst. Gerade im Exil gewinnt diese Ambivalenz besondere Bedeutung. Als Zweig Europa verlassen muss und seine sozialen und literarischen Netzwerke auseinandergerissen werden, hält der Brief Verbindungen über große Entfernungen hinweg aufrecht. Er wird zu einem Medium gegen den Verlust von Nähe, Kontinuität und Heimat: Er bewahrt Freundschaften, übermittelt Nachrichten, organisiert Arbeitszusammenhänge und ermöglicht emotionale Selbstvergewisserung.

Trotz ihrer Bedeutung ist Stefan Zweigs Tätigkeit als Briefschreiber bislang erstaunlich wenig systematisch

erforscht. Wie verändert sich sein Schreiben im Lauf des Lebens? Welche Unterschiede bestehen zwischen privaten, beruflichen und politischen Korrespondenzen? Welche Netzwerke werden darin sichtbar? Wie viel Selbstinszenierung steckt in scheinbar intimen Briefen? Und was verändert sich, wenn ein privates Schreiben später ediert und öffentlich gelesen wird? – Diese Fragen bilden den Ausgangspunkt für eine internationale Tagung, die wir vom 25. bis 27. November 2026 im Stefan Zweig Zentrum veranstalten.

Das vorliegende *zweigheft 35* stimmt auf diese Auseinandersetzung ein. Die Beiträge eröffnen unterschiedliche Perspektiven auf Zweig als Briefschreiber. Sie laden dazu ein, die vielfältigen Verbindungen zwischen privatem Schreiben, literarischer Arbeit, Freundschaft und öffentlicher Wirkung neu zu entdecken.

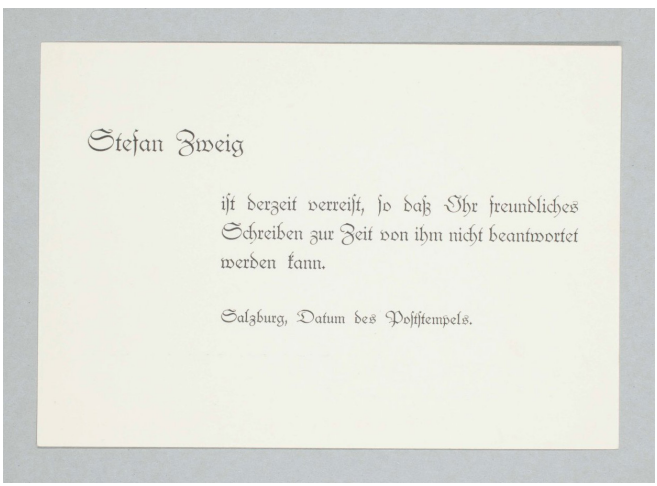
Vielleicht lässt sich dabei auch Zweigs „Curve" des Briefes neu lesen. Mehr als hundert Jahre später, in einer Welt von E-Mail, Messenger und sozialen Medien, wirkt seine Beobachtung überraschend aktuell. Womöglich liegt die Faszination des Briefes gerade darin, dass er etwas verlangt, das knapper geworden ist: Zeit, Aufmerksamkeit und die Vorstellung eines ganz bestimmten Gegenübers.

Wir wünschen Ihnen eine anregende Lektüre!

Martina Wörgötter und
das Team des Stefan Zweig Zentrums



Briefumschlag mit Aufdruck von Stefan Zweigs Salzburger Adresse und des nach seinen Initialen von Ephraim Moses Lilien gestalteten Signets (Literaturarchiv Salzburg, SZ-SAM/L8).



Abwesenheitskarte Stefan Zweigs aus den Salzburger Jahren (Literaturarchiv Salzburg, SZ-SAM/L2).

POSTSTELLE SALZBURG, KAPUZINERBERG 5

THOMAS ASSINGER

1. Briefverkehr: Betrieb und Arbeitsteilung: Die gewissenhafte Erledigung seiner Korrespondenz war dem allseits gefragten Erfolgsautor und international vernetzten Intellektuellen Stefan Zweig ein wichtiges Anliegen. Sie bedeutete aber auch eine kontinuierliche Belastung, der im Alltag nur schwer beizukommen war. Das Briefaufkommen im Hause Zweig war enorm. Neben den umfangreichen Briefwechseln privater Natur mit Familie und Freunden, neben dem intellektuell und literarisch inspirierenden Austausch mit zahllosen Künstlern, Musikern, Schriftstellern und Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens ist dabei vor allem an professionelle Kommunikation zu denken, von geschäftlicher Korrespondenz mit Verlagen und Zeitungen, Theatern und Filmproduktionsfirmen über die Arbeit mit Übersetzern und die Bearbeitung von Anliegen anderer Autoren bis hin zum Umgang mit Fanpost.

In seinen Memoiren *Die Welt von Gestern* (1942) beschreibt Zweig, wie schon zu Beginn seiner Salzburger Jahre der berufliche Briefverkehr ein Ausmaß annahm, das seine literarische Kreativität mitunter beeinträchtigte: „Jede Post brachte Stöße von Briefen, Einladungen, Aufforderungen, Anfragen, die beantwortet werden wollten [...]. Ohne es zu wollen, war ich durch die Marktgängigkeit meiner Bücher in eine Art Geschäft geraten, das Ordnung, Übersicht, Pünktlichkeit und Geschicklichkeit erforderte, um richtig erledigt zu werden – all dies sehr respektable Tugenden, die leider meiner Natur keineswegs entsprechen und das reine, unbefangene Sinnen und Träumen auf das gefährlichste zu stören drohten.“[1]

Hinter den Kulissen der autobiografischen Darstellung agierte der Schriftsteller freilich keineswegs als Ein-Mann-Betrieb. Im Wohnhaus und Arbeitsplatz auf dem Kapuzinerberg arbeiteten neben kurzzeitig engagierten Hilfskräften für Recherche- und Korrekturaufgaben insbesondere Zweigs erste Ehefrau Friderike und die langjährige Salzburger Sekretärin Anna Meingast, punktuell unterstützt von Rosa Fuchs, am literarischen Unternehmen Stefan Zweig mit.[2] Das galt in hohem Maße auch für die Bearbeitung der Korrespondenz. Im Rückblick auf das gemeinsame Leben in Salzburg berichtet Friderike Zweig zwar, dass Stefan neben aller anderen Arbeit „zahllose und sehr lange Briefe" schrieb,[3] betont aber zugleich ihre eigene Beteiligung; so habe sie etwa das Gros der „reichlich eingesandten Manuskripte und Bücher" anderer Schriftsteller gelesen „und das Schreiben der betreffenden Dank- und Antwortbriefe" übernommen, „in einer Form, als schriebe er sie selbst."[4] Anna Meingast war ebenso in die arbeitsteilige Bewältigung des Briefverkehrs eingebunden; schon in der schriftlichen Einladung zum Vorstellungsgespräch aus dem Jahr 1919 wird betont, dass die zumindest rudimentäre „Kenntnis des Französischen" wichtig sei, da in den anfallenden „Correspondenzen" vielfach französische Namen vorkämen.[5] Dokumentierte Tätigkeiten waren etwa die Mitschrift von Briefdiktaten, das Aufsetzen geschäftlicher Antwortschreiben, die Organisation von Posteingang und Versand sowie die einigermaßen umständliche Ablage – sogar „[a]uf Regalen im Schlafzimmer" wurden „Schachteln mit Tausenden von Briefen mit geschäftlichen Abmachungen" und „Verträgen" aufbewahrt.[6] Dass die Kollaboration in Sachen Korrespondenz nicht immer reibungsfrei verlief, ist im Briefwechsel der Eheleute vielfach nachzulesen, etwa wenn Friderike sich über die Sekretärin beschwert: „Meingast adressiert beständig falsch, schreibt in Briefen Vertrag statt Verlag (worüber heute eine Anfrage kommt), legt in die Autorisationscouverts Abschriften von Briefen von Dir ein, ohne darauf zu schreiben, an wen die

Briefe sind!“[7] – An diesem Beispiel ist bereits ersichtlich, dass die Herausforderung für alle Beteiligten bei längeren Abwesenheiten des Hausherrn besonders groß war.

2. „Postnervosität“ oder Briefe über Briefe: Wenn Stefan Zweig auf Reisen ging, plagte ihn die Sorge um seine Korrespondenz. Friderike erzählt von seiner steten Furcht, nach der Rückkehr „Berge von zu beantwortenden Briefen vor[zu]finden“, weshalb sie eintreffende Post für ihn „beantwortet oder wenigstens vorgeordnet“ habe.[8] Für die pflichtbewusste Beantwortung von Schreiben ohne Belang lag eine vorgedruckte Abwesenheitskarte zum Versand bereit (siehe S. 8). Wichtige Posteingänge wurden von Salzburg aus in brieflichen Berichten mitgeteilt, über deren mangelnde „Klarheit und Übersicht“ Stefan sich bisweilen beschwerte, so während einer Lesereise im Dezember 1926.[9] Friderike hielt dagegen und stellte ihm eine wenig schmeichelhafte Diagnose: „Deine Postnervosität ist unnötig. In Deiner Abwesenheit beurteile ich, was wichtig ist, und Du mußt Dich verlassen und mir vertrauen.“[10]

Eine noch nicht erschlossene Quelle für die Organisation des Briefverkehrs auf Reisen ist die Korrespondenz der Zweigs mit Anna Meingast. Ein Beispiel ist die Kommunikation der Eheleute Zweig mit der Sekretärin während eines mehrwöchigen Aufenthalts an der Côte d’Azur Anfang 1931.[11] Am 18.1. nennt Stefan Zweig auf einer Ansichtskarte aus Paris Anna Meingast ein Hotel in Palma de Mallorca als weitere Urlaubsadresse. Fünf Tage später folgt eine Ansichtskarte aus Mallorca mit Poststempel von Barcelona, auf der von überfüllten Hotels und der Rückkehr aufs Festland die Rede ist: „So lasse ich alle Post in [!] Stich und habe Auftrag gegeben, alles wieder nach Salzburg zurückzusenden. Ich telegrafiere Ihnen die nächste Adresse und bitte Sie dorthin zu schreiben, was in der Post von Samstag zu Donnerstag, die ich zurückgehen liess, ungefähr enthalten war.“ Wiederum fünf Tage später folgt ein Brief aus dem definitiven Urlaubsort Antibes, in dem Zweig sich für einen „Briefauszug“ und

die Übermittlung von anderen Briefen bedankt und die nunmehr unkomplizierte Koordination des Postverkehrs zwischen Salzburg und der Mittelmeerküste in Aussicht stellt: „Von jetzt an werden alle Correspondenzen viel einfacher sein können. Wir bleiben hier mindestens 4 Wochen und sind sehr zufrieden. Im Durchschnitt dürfte ein Brief hierher 2 Tage brauchen und wie ich aus dem Bisherigen sehe, versäumt man nichts Wesentliches". Trotz dieser Bemerkung folgen nun in regelmäßigen Abständen detaillierte geschäftliche Korrespondenz- und Versandaufträge sowie Eingangsbestätigungen und Bitten um Nachsendungen nach Südfrankreich. Mitte März kündigt Stefan Zweig Anna Meingast seine Rückkehr für Freitag, den 20.3., an und bittet um einen wichtigen Termin: „Vielleicht ist es Ihnen möglich mir den Samstag vormittags zu reservieren, damit wir dann gleich den Berg der Briefe abbauen und Montag die reguläre Arbeit beginnt."[12]

Mit dem Gang ins britische Exil 1934 sollte diese Art des Korrespondierens über Korrespondenz vorläufig auf Dauer gestellt werden. Das Haus auf dem Kapuzinerberg blieb nämlich weiterhin die zentrale Poststelle, über die ein Großteil des Briefverkehrs von Friderike Zweig und Anna Meingast abgewickelt werden musste. Neben Stefan Zweig schrieb nun bald auch die neue Londoner Sekretärin und spätere zweite Ehefrau Zweigs, Lotte Altmann, in hoher Frequenz Briefe über Briefe nach Salzburg; die Nervosität Stefans in Sachen Post beruhigte sich durch diese Situation nicht.[13]

3. Briefpapier: Materialästhetik und Markenpflege: Die vorgedruckte Abwesenheitsnachricht ist nur eines von vielen Dokumenten aus der Praxis von Zweigs Briefverkehr, das sich erhalten hat. Neben vorgefertigten Antwortkarten finden sich in der Sammlung aus dem Nachlass im Literaturarchiv Salzburg unter anderem ein Stempel mit seiner Unterschrift, ein Siegelstempel mit den Initialen „SZ", eine Postvollmacht für Anna Meingast, Briefregisterbücher aus

der Londoner Zeit und eine Reihe personalisierter Schreib- und Postverpackungsmaterialien in unterschiedlichen Designs.

Friderike Zweig beschreibt in ihren Erinnerungen den ersten Brief, den sie vom bewunderten Schriftsteller und späteren Ehemann erhielt. Eindruck hatte zunächst die materielle Erscheinungsform des Briefs, hatten Schriftbild und Schreibstoff, Schriftträger und visuelle Gestaltung auf sie gemacht: „Sie erblickte zum ersten Mal seine schöne runde Schrift [...]. Mit lila Tinte, wie er sie fast immer benutzte, waren die Worte auf starkem Papier geschrieben, das mit der von einem befreundeten Maler für ihn entworfenen Initiale versehen war".[14] Die Verwendung hochwertiger, ästhetisch ansprechender Materialien für seine Briefe gehörte schon früh zum Self-Fashioning des angehenden Schriftstellers.[15] Während seines Berliner Studiensemesters 1902 kam er in Austausch mit gleich zwei Künstlern, die ihm ein persönliches Signet anfertigten. Hugo Höppeners, besser bekannt als Fidus, „Strichzeichnung eines nackten Jünglings mit langem Haar, der mit einem Stab in der Hand schwungvoll einen Trudelreifen vor sich hertreibt", worunter „zwischen dem in Großbuchstaben gesetzten Vor- und Nachnamen des Briefschreibers ein Zweig mit Lorbeerblättern nach rechts und links" wächst, verwendete Zweig nur vereinzelt; das vom Jugendstilgrafiker und Illustrator Ephraim Moses Lilien gestaltete Monogramm (siehe S. 8) dagegen sollte ab 1908 zum „Markenzeichen" des aufstrebenden Autors werden.[16] Es war auf Briefpapier unterschiedlichen Formats, auf Korrespondenzkarten und Briefumschläge gedruckt. Damit war es zentrales Element der professionellen Kommunikation Zweigs und auch der damit verbundenen Etablierung und Pflege der Marke Zweig auf dem literarischen Markt und im Literaturbetrieb, eine Praxis, mit der der Autor selbst zeitlebens haderte, die er aber auch ausnehmend erfolgreich beherrschte.[17]

4. Briefeschreiben: am Ende einer Kunst? In seinem Nachwort zu Otto Heuscheles Buch *Briefe aus Einsamkeiten* (1924) feiert Stefan Zweig das Schreiben von Briefen als „edle und kostbare Kunst". Diese Kunst des Austauschs „von Mensch zu Mensch" habe „zahllose kleine Wunder der Wahrheit" hervorgebracht; gegenwärtig aber, so Zweig, gehe sie ihrem historischen „Ende" zu. Ihre „Vernichter" seien Zeitung, Schreibmaschine und Telefon, moderne Medien, die dem „Massengebrauch" von Nachrichten und der Entpersonalisierung von Kommunikation in einer „lautgewordenen Welt" Vorschub leisteten.[18] Zweigs zahlreiche Versuche, in editorischen Projekten und Publikationen bedeutende Briefe und Briefwechsel aus der Vergangenheit der Gegenwart zu erhalten, lassen sich vor diesem Hintergrund als obstinates Beharren auf einer vermeintlich obsoleten Kunst auffassen.[19]

Die Organisation von Kommunikation in einem internationalen Korrespondenznetzwerk im Haus auf dem Kapuzinerberg war den Anforderungen der beschleunigten Moderne, des Marktes und der Medien jedoch zweifellos gewachsen. Das Hervorheben von Friktionen in der biografischen Literatur betrifft hauptsächlich die beteiligten Personen und weniger das tatsächliche Funktionieren des Betriebs. Gleichzeitig zeigt sich in Zweigs ungemein interessanten Briefwechseln mit intellektuellen Größen der Zeit, dass die Ära des intensiven Briefeschreibens als Kunst der Mitteilung zwischen zwei Menschen noch keineswegs vorüber war. In der riesenhaften Quantität der erhaltenen Korrespondenz findet sich ein Œuvre von Briefen, das in seinem literarischen Wert und Einfallsreichtum beeindruckt und in seinem Witz unterhält. Mitunter mussten aber Kompromisse eingegangen werden, so am 7. Juli 1930, als Stefan an Friderike Zweig in die Schweiz schreibt: „Ich hatte gehofft, dass bei den afrikanischen Temperaturen die Leute schreibfaul würden, aber anderer Menschen blauer Montag ist für mich noch immer schwarz-weiss von beschriebenem und bedrucktem Papier. So diktiere ich Dir nur neben andern sechzehn Briefen, dass hier alles in bester Ordnung ist[.]"[20]

Anmerkungen

[1] Stefan Zweig: Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers. Hg. u. komm. v. Oliver Matuschek. Frankfurt am Main 2017, S. 347f.

[2] Vgl. Simone Lettner: Konkurrenz, Subordination oder Co-Autorschaft: Das Arbeitsverhältnis von Friderike ‚Zweig' und Stefan Zweig. In: Deborah Holmes, Martina Wörgötter (Hg.): Friderike ‚Zweig'. Weibliche Intellektualität im frühen 20. Jahrhundert. Würzburg 2023, S. 77–95.

[3] Friderike M. Zweig: Stefan Zweig. Wie ich ihn erlebte. Stockholm, Zürich, London, New York 1947, S. 358.

[4] Ebd., S. 187.

[5] Stefan Zweig Haus|Literaturarchiv Salzburg, SZ-SAM/B7.1.

[6] Friderike M. Zweig: Stefan Zweig. Eine Bildbiographie. München 1961, S. 73.

[7] Stefan Zweig, Friderike Zweig: „Wenn einen Augenblick die Wolken weichen". Briefwechsel 1912–1942. Hg. v. Jeffrey B. Berlin, Gert Kerschbaumer. Frankfurt am Main 2006, S. 186.

[8] F. Zweig: Stefan Zweig. Wie ich ihn erlebte, S. 239.

[9] S. Zweig, F. Zweig: „Wenn einen Augenblick die Wolken weichen", S. 187.

[10] Stefan Zweig, Friderike Zweig: Unrast der Liebe. Ihr Leben und ihre Zeit im Spiegel ihres Briefwechsels. Bern, München 1981, S. 164.

[11] Die im Folgenden besprochenen Briefe von Stefan und Friderike Zweig an Anna Meingast befinden sich im Stefan Zweig Haus|Literaturarchiv Salzburg, SZ-SAM/B7.8–15. Das gesamte Konvolut ist einsehbar via Stefan Zweig digital, URL: https://stefanzweig.digital/o:szd.korrespondenzen/sdef:TEI/get?locale=de#SZDKOR.853 (17.10.2026).

[12] Die Zitate aus den Briefen ebd., B7.8–10 u. 15.

[13] Vgl. Donald A. Prater: Stefan Zweig. Das Leben eines Ungeduldigen. Aus dem Engl. v. Annelie Hohenemser. München, Wien 1981, S. 338, sowie das Briefkonvolut Anna Meingast auf Stefan Zweig digital (wie Anm. 11) mit Briefen auch von Lotte Altmann/Zweig.

[14] F. Zweig: Stefan Zweig. Wie ich ihn erlebte, S. 73.

[15] Oliver Matuschek: Stefan Zweig. Drei Leben – Eine Biographie. Frankfurt am Main 2006, S. 74.

[16] Ebd., S. 52–54.

[17] Vgl. Daniela Strigl: Stefan Zweig und das Odol-Prinzip. Vom Erfinden einer Marke. In: Clemens Peck, Norbert Christian Wolf (Hg.): Poetologien des Posturalen. Autorschaftsinszenierungen in der Literatur der Zwischenkriegszeit. Paderborn 2017, S. 261–277.

[18] Stefan Zweig: Nachwort. In: Otto Heuschele: Briefe aus Einsamkeiten. Drei Kreise. Berlin 1924, S. 124–126.

[19] Vgl. Klemens Renoldner: Briefe. In: Arturo Larcati, Klemens Renoldner, Martina Wörgötter (Hg.): Stefan-Zweig-Handbuch. Berlin, Boston 2017, S. 577–587, hier S. 577.

[20] S. Zweig, F. Zweig: „Wenn einen Augenblick die Wolken weichen", S. 223.



Stempelkissen, Unterschriftenstempel und Sekretariatsstempel Stefan Zweigs (Literaturarchiv Salzburg, SZ-SAM/L17).

„DOPPELBILDNIS“. STEFAN ZWEIG UND *DIE KUNST DES BRIEFES*

MARTINA WÖRGÖTTER

Stefan Zweig gehört zu den produktivsten Briefschreibern seiner Zeit. Schätzungen gehen von einer Gesamtkorrespondenz von 30.000 bis 50.000 Briefen aus – eine erstaunliche Zahl, nicht zuletzt angesichts seines ebenso umfangreichen literarischen und publizistischen Werks. Vor diesem Hintergrund gewinnt jener kleine Essay Bedeutung, den Zweig 1924 im Nachwort zu Otto Heuscheles Buch *Briefe aus Einsamkeiten* verfasst hat. Das Besondere des Briefes liege, so Zweig, in der Tatsache, dass er sich „immer an einen Einzelnen“ wende und so „unwillkürlich zum Doppelbildnis des Sprechenden“ werde. Briefliche Kommunikation sei „offen […] und intim zugleich, beredt und verschwiegen, vertraulich und verbergend in einem“. Sie erzeuge so ein spezielles „Fluidum von Gemeinsamkeit“, in dem die „Stimme des Angesprochenen“ unbewusst antworte.[1] Ausgangspunkt für dieses Plädoyer ist die Klage darüber, dass das Schreiben von Briefen, „diese edle, diese reine Kunst“, angesichts von Zeitung, Schreibmaschine und Telefon „zu Ende zu gehen“ scheine.[2]

Dass Zweig die Vorstellung des Briefes als persönliches Zwiegespräch bereits früh formuliert, zeigt ein Schreiben an Hermann Hesse vom 2. Februar 1903. Gegenüber dem verehrten Schriftstellerkollegen erklärt der 21-jährige Zweig, er sei selbst „kein zuverlässiger Briefschreiber“, habe zu wenig Zeit, sich „brieflich über Literatur zu unterhalten“, aber „von engeren Dingen, vom Persönlichen, von dem was uns

bewegt und *innerlich* beschäftigt, einem Freunde sagen zu dürfen", sei ihm „immer ein Glück". Solche Briefe entstünden spontan und nicht unter dem Zwang unmittelbarer Erwiderung. „[S]ie sind nicht postwendend, sondern dauern oft 3 Wochen und mehr."[3]

Dieser Brief steht am Beginn einer bis 1938 reichenden Korrespondenz, die aus Zweigs Bewunderung für Hesses Werk hervorgeht und sich zu einer langjährigen geistigen Freundschaft entwickelt. In ihr verwirklicht sich exemplarisch Zweigs Ideal des brieflichen Zwiegesprächs: Im Gefühl eines „merkwürdige[n] Zusammengehen[s] in der Ferne" versucht er immer wieder eine „geheime" Nähe herzustellen, sodass der Austausch zur literarischen Arbeit zunehmend in die Verständigung über die eigene geistige Existenz übergeht.[4] Die damit verbundene Intimität, die Zweig als besondere Qualität des Briefes bestimmt, ist jedoch nicht mit einem rein privaten Austausch gleichzusetzen. Gerade in der an Hesse gerichteten Selbstmitteilung artikuliert sich auch Zweigs Arbeit an der eigenen Autorschaft: Die Ansprache des anderen erzeugt persönliche Nähe, eröffnet aber zugleich einen Raum literarischer und geistiger Selbstpositionierung. Der Brief ist Gespräch mit dem Freund und Reflexionsraum des Schriftstellers über sich selbst.

Dass Zweigs Ideal persönlicher Adressierung über den privaten Freundschaftsbrief hinausreicht, zeigt auf andere Weise die Korrespondenz mit dem französischen Schriftsteller und Pazifisten Romain Rolland, mit dem Zweig von 1910 bis 1940 in intensivem brieflichem Kontakt steht. Während des Ersten Weltkrieges gewinnt das auf einen Einzelnen gerichtete Kommunikationsmodell eine politische Dimension, die diesen Briefwechsel dauerhaft prägen sollte. Wenn Zweig etwa am 8. Februar 1921 schreibt, geschieht dies aus einem besonderen „Bedürfnis", Rolland die „intellectuelle Situation zu schildern" und von der erneuten nationalistischen Radikalisierung in Deutschland zu berichten.[5] Bezeichnenderweise würdigt Zweig in seiner Rolland-Biographie dessen umfangreiche Kriegskorrespondenz als ein „moralisches

Werk“. Rolland habe darin „von Mensch zu Menschen“ gesprochen – eine Formulierung, die unmittelbar an Zweigs eigenes Verständnis des Briefs anschließt.[6] Zugleich steht die persönliche Adressierung nicht für einen Rückzug ins Private, sondern bildet einen Gegensatz zur Propaganda und zu nationalen Feindbildern, wie sie Zweig in den Zeitungen findet. Demgegenüber avanciert der Brief zur Voraussetzung und zum Modell übernationaler Verständigung.

In eben diesem Sinne setzt sich der Austausch zwischen Zweig und Rolland über die nationalisierten Öffentlichkeiten von Krieg und Nachkriegszeit hinweg und bereitet jene europäische Vernetzung vor, die für Zweig später charakteristisch wird. Europäische Kultur erscheint dabei weniger als abstraktes Programm denn als Beziehung zwischen Menschen. Darin liegt die performative Dimension der Korrespondenz: Humanismus und Pazifismus werden nicht nur zum Gegenstand der Kommunikation; sie werden im brieflichen Austausch selbst praktiziert. Humanismus muss, so ließe sich Zweigs Briefpraxis zuspitzen, nicht nur gedacht, sondern gelebt werden.

Die enorme Ausweitung persönlicher Beziehungen erzeugt allerdings ein strukturelles Problem. Je dichter Zweigs internationales Netzwerk wird, desto schwerer lässt sich das Ideal konzentrierter persönlicher Adressierung aufrechterhalten. Diese Kehrseite zeigt ein Brief an Frans Masereel vom 10. Juli 1920: „Verzeih, wenn ich Dir deutsch schreibe und diktiere, ich habe jetzt etwas reichlich zu tun und die Korrespondenz beginnt mich allmählich ganz aufzufressen.“[7] Nicht nur die Menge der Briefe setzt Zweig zu, sondern auch die damit verbundene Veränderung seiner Schreibpraxis. Das Diktat widerspricht jener Intimität des freundschaftlichen Zwiegesprächs, die er im Essay über die Kunst des Briefes beschwört. Dort kritisiert er die Schreibmaschine als ein Medium, das „das Wort entseelt und jenes geheime Bildnis, das jeder Mensch in seiner Schrift von sich gibt, wie hinter einem kalten Spiegel verschwinden läßt“.[8] Signifikant ist zudem, dass Zweig in diesem Brief – anders

als in der üblichen Kommunikation mit seinem belgischen Freund – nicht auf Französisch, sondern auf Deutsch schreibt. Auch das markiert eine Abweichung von der theoretisch idealisierten Einstimmung auf den Adressaten. Der Brief an Masereel macht damit eine strukturelle Spannung sichtbar: Je mehr Menschen Zweig persönlich zu erreichen versucht, desto stärker gerät gerade die persönliche Qualität der Kommunikation unter den Druck ihrer Quantität.

Noch pointierter formuliert Zweig dieses Dilemma in einem späteren Brief an Masereel: „la correspondance augmente dans des proportions terribles et d'autre part le plaisir diminue."[9] Während die Korrespondenz in erschreckendem Ausmaß zunehme, schwinde die Freude daran. Zweig verbindet diesen Zustand unmittelbar mit seinem schriftstellerischen Erfolg, der für ihn zur „Pflicht" und „goldenen Kette" wird: „le succès, le ‚devoir' devient une chaine, une chaine d'or".[10] Bemerkenswert ist nun, dass Zweig gerade aus dieser Situation heraus die besondere Beziehung zu seinem Adressaten akzentuiert. Der Freund sei einer der wenigen, die ihn verstehen, erklärt er und schafft so innerhalb der von ihm beklagten Öffentlichkeit einen exklusiven Kommunikationsraum. Es folgt der Vorschlag, mehrere Wochen gemeinsam nach Spanien zu reisen: „Mon vieux, que pense tu si on voyagerait les deux comme deux gamins pour 4 ou 6 semaines en Espagne ensemble? Tu n'a qu'a le dire et je viendrais en printemps."[11] Die Überforderung durch die internationale Korrespondenz führt so zur umso nachdrücklicheren Bekräftigung einer einzelnen Freundschaft. Der Brief bringt die Nähe, die er voraussetzt, im Schreiben selbst hervor.

Einen besonderen Fall stellt in diesem Zusammenhang die Korrespondenz mit Joseph Roth dar. Auch hier begegnet die Vorstellung des „Doppelbildnisses", allerdings wird nun deutlich, dass Dialogizität nicht notwendig einen gelingenden Dialog voraussetzt. Als Ausgangspunkt sei Stefan Zweigs Brief vom 6. April 1936 genommen. „Sie können mir noch so böse Briefe schreiben, ich werde Ihnen nicht böse

sein."[12] Mit diesen Worten eröffnet Zweig sein Schreiben. In der Versicherung klingt bereits eine gewisse Hilflosigkeit gegenüber privaten und beruflichen Sorgen des Freundes an, die den Austausch der beiden über literarische und politische Debatten hinaus zunehmend bestimmen. Zweig, der Roth wiederholt finanziell unterstützt, hatte ihn kurz zuvor wegen seines Umgangs mit Geld und Alkohol ermahnt und ihm vorgeworfen, die Verantwortung für seine Lage zu sehr bei anderen zu suchen.[13]

Die persönliche Adressierung erhält hier eine andere Funktion. Der Brief dient weniger einer gelingenden Verständigung als der heiklen Aufrechterhaltung einer gefährdeten Beziehung: Er nimmt den Konflikt auf, ohne ihn eskalieren zu lassen, und hält trotz wachsender Schwierigkeiten an der persönlichen Bindung fest. Zugleich tritt die Asymmetrie des Verhältnisses hervor. Zweig bemüht sich um den Freund, bietet Unterstützung an und versucht, ihn zum Handeln zu bewegen, während Roths Reaktionen zunehmend unberechenbar und diskontinuierlich werden.

In den letzten Jahren vor Roths Tod verschärft sich diese Konstellation. 1937 und 1938 wird der Briefwechsel immer mehr zum Zeugnis einer Freundschaft, die trotz wachsender persönlicher und weltanschaulicher Distanz an ihrer Verbundenheit festhält, während die politischen, sozialen und persönlichen Lebensgrundlagen beider Schriftsteller zerfallen. Roths wachsende Verzweiflung, Zweigs Sorge um ihn, der Verlust der gemeinsamen europäischen Welt und schließlich Roths Verstummen bestimmen die letzte Phase des Austauschs.

Anfang Jänner 1938 schreibt Zweig: „Tut Paris Ihnen gut? Wäre nicht doch der Süden besser für Sie? Ach, ich frage und weiß doch, Sie antworten mir nicht mehr. Aber ich frage eben oder vielmehr mein Herz fragt nach Ihnen."[14] Die eigentümliche Situation des späten Austauschs wird hier greifbar: Zweig richtet seine Fragen weiterhin an Roth, obwohl er kaum noch mit einer Antwort rechnet. In seinem letzten Brief an den Freund thematisiert er schließlich nach

mehreren unbeantworteten Schreiben Roths „hartnäckige[s] und hoffentlich nicht böswillige[s] Schweigen“.[15]

Zweigs Vorstellung vom Brief als Schreiben an einen „dem Gefühl gegenwärtigen Menschen“ gewinnt hier eine neue Dimension.[16] Der Adressat muss nicht antworten, um im Brief gegenwärtig zu sein. Die briefliche Anrede kann die Beziehung vielmehr noch dort behaupten, wo die tatsächliche Kommunikation abbricht. Das „Doppelbildnis“ entsteht somit nicht allein aus dem wechselseitigen Austausch, sondern auch aus der beharrlich imaginierten Gegenwart des anderen.

Zweigs Briefpraxis bewegt sich demnach zwischen zwei Polen: zwischen dem einzelnen Brief als persönlicher Anrede eines Einzelnen und der „Korrespondenz“ als immer dichter werdendem Geflecht sozialer, literarischer und politischer Beziehungen. Aus dieser Spannung gewinnt sein Briefeschreiben seine besondere Bedeutung. Der Brief soll Nähe herstellen, Freundschaft bewahren und Verständigung ermöglichen; zugleich gerät er unter den Druck der eigenen Expansion, ist in asymmetrische Beziehungen verstrickt und kann schließlich auch dort fortbestehen, wo das Gegenüber verstummt.

Die unterschiedlichen Korrespondenzen markieren dabei keine voneinander unabhängigen Erscheinungsformen, sondern unterschiedliche Ausprägungen eines gemeinsamen Problems. Im Austausch mit Hesse wird der Brief zum Raum literarischer und persönlicher Selbstverständigung, mit Rolland zur Praxis einer über nationale Grenzen hinweg gedachten Humanität. Die Briefe an Masereel machen sichtbar, wie der Erfolg des Schriftstellers die individuelle Zuwendung zu gefährden droht; im späten Austausch mit Roth hält die Anrede noch an einer Beziehung fest, deren dialogische Grundlagen zunehmend zerfallen.

Das von Zweig beschworene „Doppelbildnis“ bezeichnet deshalb weniger einen Zustand gelingender Kommunikation als eine Beziehung, die im Schreiben immer wieder neu hergestellt und ausverhandelt werden muss. Daraus ergibt

sich auch eine Perspektive für die Zweig-Forschung. Briefe sind nicht nur historische Zeugnisse, die Auskunft über Lebensumstände, Freundschaften oder politische Positionen geben. Sie lassen vielmehr erkennen, wie Zweig im Schreiben Beziehungen gestaltet, sich als Autor positioniert und seine Vorstellungen von persönlicher Nähe und übernationaler Verständigung praktisch erprobt. Wer seine Briefe liest, sollte deshalb nicht allein fragen, was Zweig mitteilt, sondern auch, wie er sich an sein Gegenüber wendet, welche Nähe er erzeugt und wie er auf deren Gefährdung reagiert. In dieser Verbindung von Mitteilung und Gestaltung liegt der poetologische Erkenntniswert seiner Korrespondenz.

Anmerkungen

[1] Stefan Zweig: Die Kunst des Briefes. In: Ders.: Die Monotonisierung der Welt. Aufsätze und Vorträge. Ausgewählt und mit einem Nachwort von Volker Michels. Frankfurt a. M. 1976, S. 78-80, hier S. 79.

[2] Ebd., S. 78.

[3] Zweig an Hesse, 2. Februar 1903, in: Hermann Hesse u. Stefan Zweig: Briefwechsel. Hg. v. Volker Michels. Frankfurt a. M. 2006, S. 9-11, hier S. 10 (Herv. i. O.).

[4] Zweig an Hesse, 13. Dezember 1922, S. 116f., hier S. 116.

[5] Zweig an Rolland, 8. Februar 1921, in: Romain Rolland u. Stefan Zweig: Briefwechsel 1910-1940. Bd. 1: 1910-1923. Berlin 1987, S. 611-614, hier S. 611.

[6] Stefan Zweig: Romain Rolland. Frankfurt a. M. 1921, S. 233f.

[7] Zweig an Masereel, 10. Juli 1920, in: Stefan Zweig: Briefe an Freunde. Hg. v. Richard Friedenthal. Frankfurt a. M. 1984, S. 121-122, hier S. 121.

[8] Zweig: Die Kunst des Briefes, S. 78.

[9] DLA Marbach, A: Masereel, 85.155, 1-7. Vgl. den Abdruck in dt. Übersetzung in: Stefan Zweig: Briefe an Freunde. Hg. v. Richard Friedenthal. Frankfurt a. M. 1978, S. 152–154. Ich danke Julia Glunk für den Hinweis auf die Datierung des Briefes auf Ende September/Anfang Oktober 1925.

[10] Ebd.

[11] Ebd.

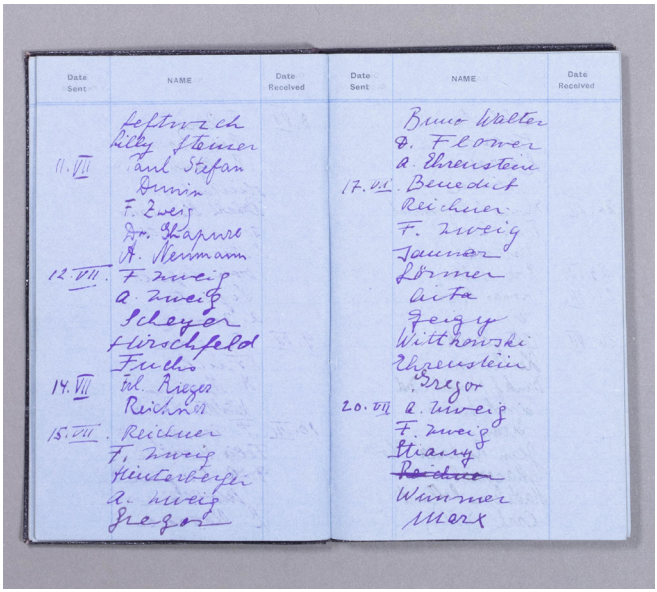
[12] Zweig an Roth, 6. April 1936, in: Joseph Roth u. Stefan Zweig: „Jede Freundschaft mit mir ist verderblich". Briefwechsel 1927-1938. Hg. v. Madeleine Rietra u. Rainer Joachim Siegel. Mit einem Nachwort von Heinz Lunzer. Göttingen 2011, S. 306.

[13] Vgl. den Brief von Zweig an Roth, 31. März 1936, in: Ebd., S. 304f.

[14] Zweig an Roth, Anfang Januar 1938, in: Ebd., S. 368f.

[15] Zweig an Roth, vor 17. Dezember 1938, in: Ebd., S. 374.

[16] Zweig: Die Kunst des Briefes, S. 79.



Briefregister Stefan Zweigs. Zwei Seiten mit Einträgen vom 4. bis 20. Juli 1935 von der Hand Lotte Zweigs (Literaturarchiv Salzburg, SZ-AP2/L-S9.1).

„LETTERS ARE NOT SUFFICIENT“ KORRESPONDENZEN IM LAS

LINA MARIA ZANGERL

„Ich hoffe sogar – denken Sie sich, ein optimistischer Lyriker! – dass es gekauft werden wird!“[1] Als Stefan Zweig am 25. Juni 1901 diese Zeilen an Felix Falk richtet, ist er neunzehn Jahre alt. Sein erster Gedichtband *Silberne Saiten* ist erschienen, und der junge Autor verfolgt aufmerksam, wie sein Buch aufgenommen wird. Ausführlich zählt er die Zeitungen und Zeitschriften auf, die bereits über den Lyrikband geschrieben haben, nennt Rezensenten, von denen er sich weitere Besprechungen erhofft, und vermerkt eine Lücke: „Nur Berlin schweigt vorläufig.“ Der kürzlich für das Literaturarchiv Salzburg erworbene Brief zeigt einen Schriftsteller, der seinen Platz in der literarischen Öffentlichkeit sucht und bereits weiß, wie sehr der Erfolg eines Buches von persönlichen Kontakten, von Vermittlung und publizistischer Aufmerksamkeit abhängt.

Auch Felix Falk (1879–1944), der später als Literaturwissenschaftler und Erforscher der altjiddischen Literatur tätig war, schrieb Gedichte. Zweig spricht ihn am Ende des Briefes als „lyrischen Collegen“ an. Seine Sammlung *In memoriam. Nachklänge* war ebenfalls 1901 erschienen. Zweig legt dem Brief seine (nicht überlieferte) Besprechung dieses Bandes bei, deren Kürze er mit den Anforderungen der Zeitung erklärt. Einer offenbar erhofften weiteren Vermittlung setzt er jedoch Grenzen: „Mit dem ‚Litt. Echo‘ & der ‚D. Dichtung‘ ist die Sache nicht so leicht wie Sie denken.“ Obwohl er

selbst im Litterarischen Echo publiziert, könne er dort nicht ohne Weiteres Rezensionen unterbringen; auch für mehrere Freunde sei ihm dies bislang nicht gelungen.[2]

Zweig richtet Falk Grüße des Lyrikers und Journalisten Adolph Donath aus, dem er Falks Buch gezeigt hat. Zugleich empfiehlt er den noch unveröffentlichten Gedichtband seines „lieben und guten Freundes" Camill Hoffmann, des aus Böhmen stammenden Lyrikers und Übersetzers, mit dem er wenig später für eine Baudelaire-Ausgabe zusammenarbeitet.[3] Hoffmanns Gedichte zählt Zweig zu den „prächtigsten", die er aus der modernen Lyrik kennt. Schließlich kündigt er einen möglichen Besuch in Berlin an und fragt nach einem persönlichen Treffen mit Falk. Schreiben, Lesen, Rezensieren und das Knüpfen von Bekanntschaften greifen ineinander. Der Brief erlaubt damit einen Blick auf jene vermittelnde Tätigkeit, die Zweigs literarisches Leben über die kommenden Jahrzehnte prägen sollte.

Als einzelnes, bisher unveröffentlichtes Dokument erweitert dieses Schreiben die Sammlung des Literaturarchivs Salzburg um ein seltenes Zeugnis aus Zweigs frühen Jahren. Die Anfänge der Sammlung gehen auf Adolf Haslinger zurück, der seit Ende der 1970er Jahre Dokumente von Stefan Zweig zusammentrug. Heute bewahrt das Stefan Zweig Haus Briefe von und an Stefan Zweig aus unterschiedlichen Zusammenhängen. Dazu zählen größere Konvolute seiner Briefe an Freunde und Kollegen, wie den belgischen Graphiker und Maler Frans Masereel, die Brüder Max und Victor Fleischer und den Schriftsteller Richard Friedenthal, der später seinen Nachlass betreute.[4] Die im Nachlass seiner Salzburger Sekretärin Anna Meingast erhaltene Korrespondenz umfasst rund 300 Postkarten an Zweig, die er überwiegend während der Jahre in Salzburg erhalten hat, sowie zahlreiche Schreiben Zweigs an Anna Meingast aus seiner Zeit in England.[5] Aus den Jahren 1937 und 1938 stammt der größte Teil des Briefwechsels mit dem Wiener Verleger Herbert Reichner, der 2014 gemeinsam mit Werkmanuskripten, Tagebü-

chern und weiteren Nachlassmaterialien aus dem Londoner Archiv der Atrium Press für Salzburg angekauft wurde.[6]

In der Salzburger Sammlung stehen eingegangene Schreiben, wie sie typischerweise im Nachlass eines Autors zu finden sind, neben Briefen Zweigs an rund 50 Empfänger:innen sowie an Verlage und Institutionen. Vor allem in den letzten Jahren konnten durch den Einsatz von Helga Rabl-Stadler und die großzügige Unterstützung privater Mäzen:innen herausragende Konvolute wie Zweigs Briefe an Sigmund Freud und aufschlussreiche Einzelstücke wie der Brief an Felix Falk erworben werden. Die bedeutendste Erweiterung des Briefbestands war die Schenkung der Erben Stefan Zweigs im Jahr 2024: Zu den bereits vorhandenen 1.100 Korrespondenzstücken kamen rund 500 weitere Briefe und Dokumente aus dem familiären Umfeld Stefan und Lotte Zweigs hinzu.[7]

Im März 2026 konnten zwei Postkarten Sigmund Freuds an Stefan Zweig aus den Jahren 1936 und 1937 sowie ein handschriftlicher Brief vom 10. Juni 1938 für Salzburg angekauft werden.[8] Die drei Schreiben ergänzen das bereits 2023 erworbene Konvolut von Briefen Zweigs an Freud. Der größte Teil der Gegenbriefe befindet sich heute in der National Library of Israel in Jerusalem, deren Vorgängerinstitution Zweig sie bereits 1934 selbst geschenkt hatte.[9]

Der Brief Freuds entstand in seinen ersten Tagen im Londoner Exil. Er berichtet von einer „überwältigende[n] Fülle von Eindrücken, Anforderungen und Verpflichtungen“: Zweigs brieflicher Willkommensgruß sei unter den allerersten gewesen. Trotz seiner Müdigkeit möchte Freud das Wiedersehen nicht länger aufschieben – ein Vergnügen, auf das er sich schon beim Gedanken an London wochenlang gefreut habe. „Also auf sehr bald!“, schließt er seine Einladung.

Gut ein Jahr später steht der Wunsch nach einem Wiedersehen erneut am Beginn eines Briefes, diesmal unter veränderten Bedingungen. „Mein teurer verehrter Freund und

Meister, wann werde ich Sie widersehen[!]?“, schreibt Zweig am 14. September 1939 aus Bath.[10] Der Zweite Weltkrieg hat gerade begonnen, seine britische Einbürgerung ist noch nicht abgeschlossen. Als „enemy alien“ darf er sich, wie er Freud berichtet, nicht weiter als fünf Meilen vom Marktplatz von Bath entfernen. „Sic transit gloria mundi – so schmilzt die literarische Geltung ein vor einem Polizeierlass[…].“

Im frühen Brief an Felix Falk verfolgt ein angehender Schriftsteller jede Besprechung seines Erstlings; hier erfährt ein international erfolgreicher Autor, wie wenig seine Prominenz Bekanntheit gegenüber einer behördlichen Verfügung ausrichtet. Zweig beschreibt sich als untätig, von Freunden abgeschnitten und noch unfähig zu arbeiten. Die Einschränkung seiner Bewegungsfreiheit trifft ihn besonders deshalb, weil sie ihm „die Freude, Sie zu sehen“, nimmt.

Freud ist zu diesem Zeitpunkt schwer krank. Zweigs Sorge um ihn verbindet sich mit dem Versuch, angesichts des Krieges Zuversicht zu bewahren: „Wir müssen jetzt fest bleiben – es wäre sinnlos zu sterben, ohne vorher die Höllenfahrt der Verbrecher gesehen zu haben.“ Es ist sein letzter Brief an Freud, der neun Tage später stirbt. Zweig hält am 26. September in London eine Gedenkrede, deren Manuskript (mit Ausnahme der in Fredonia erhaltenen Anfangsseite) ebenfalls im Literaturarchiv Salzburg aufbewahrt wird.[11]

Im Herbst 1939 beziehen Stefan und Lotte Zweig das Haus Rosemount in Bath. Hier entsteht eine familiäre Hausgemeinschaft, zu der auch Lottes Nichte Eva Altmann und deren Cousine Ursula Mayer gehören. Einen Eindruck vom Alltag gibt ein Brief an Lottes Schwägerin Hannah Altmann vom 29. Januar 1940: „Liebe Hannah, wäre die Post nicht vereist so hätten wir Dir sofort geschickt, das erste Ei, das trotz Schnee und Wetterunbill eine brave Henne gelegt hat.“ Mitten in diesen Satz zeichnet Zweig ein großes Ei, beschriftet mit „№ 1“ und dem Datum. Das Ereignis wird zur kleinen Sensation: Der Gärtner sei „masslos stolz als ob es aus seinem eigenen Steisse gekommen wäre“.[12] Die scherzhafte

Nachricht lässt Hannah an einem gemeinsamen Erlebnis im Haus teilhaben.

Der Brief ist ein Gemeinschaftswerk. Hannahs Tochter Eva bestätigt auf Englisch, dass das Ei gelegt worden sei. Ursula fügt eine italienische Erklärung hinzu, Lotte hält auf Deutsch fest: „Ich bestätige, dass das Ei tatsächlich gelegt, photographiert und gegessen worden ist. Telegramm aus Wettergründen unterblieben." Auch Richard Friedenthal, der Stefan Zweig in Bath bei der Arbeit unterstützte, beteiligt sich an der scherzhaften Beglaubigung. In den verschiedenen Handschriften und Sprachen wird die Freude an diesem kleinen Ereignis mitten im Kriegswinter augenfällig. Der Brief erzählt nicht nur von familiärer Gemeinschaft; die Beteiligten führen sie auf dem Papier vor.

Noch im selben Jahr erfährt die Kommunikation der Familie grundlegende Änderungen. Stefan und Lotte verlassen Großbritannien im Juni 1940, Eva wird später in die USA geschickt, während ihre Eltern Hannah und Manfred in England bleiben. Am 7. Dezember schreiben Stefan und Lotte aus Rio de Janeiro an die beiden.[13] Nun geht es um Briefe, die ausbleiben: Eva hat seit vier Wochen keine Nachricht von ihren Eltern, diese seit fünf Wochen keinen Brief ihrer Tochter erhalten. Auch Stefan und Lotte warten seit drei Wochen auf Post aus England. Regelmäßig zu schreiben, genügt nicht mehr, um voneinander zu wissen.

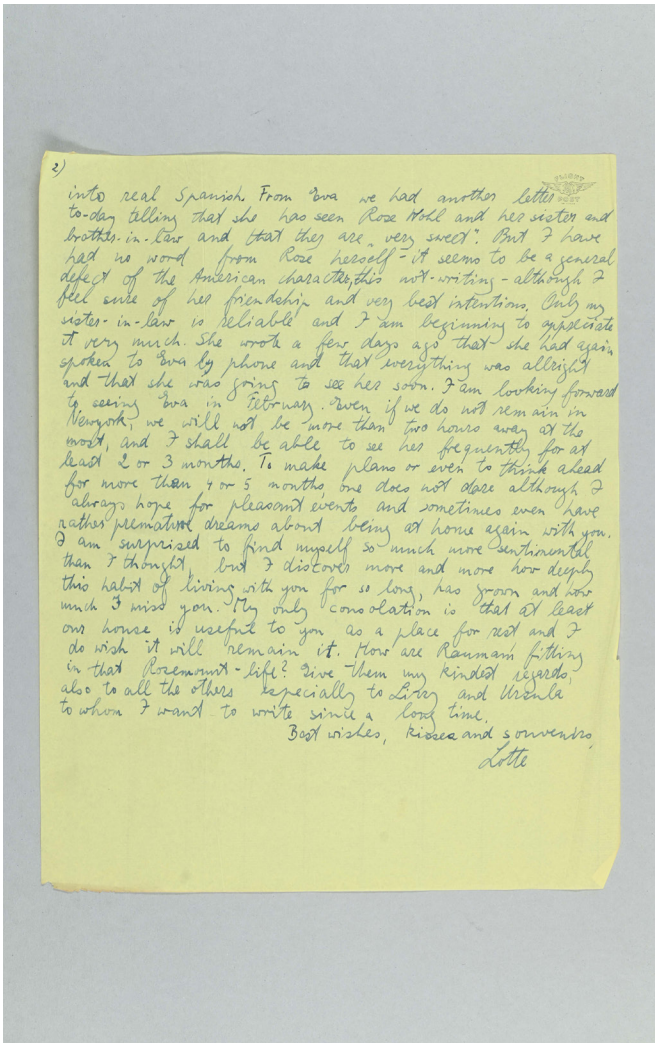
„We are in such an enormous distance that letters are not sufficient", schreibt Zweig und bittet um regelmäßige Telegramme. Zugleich bemüht er sich um eine Vereinbarung mit einer Telegraphengesellschaft: Hannah und Manfred sollen die Gebühren für Nachrichten aus Brasilien übernehmen, damit er und Lotte sie über Eva informieren können. Sie selbst seien „somewhat short of money". Lotte freut sich darauf, Eva im Februar in den USA wiederzusehen. Über die nächsten vier oder fünf Monate hinaus wagt sie jedoch kaum zu planen. Die Vorstellung, wieder mit Hannah und Manfred zusammenzuleben, bezeichnet sie als „rather premature dreams about being at home again with you".

7 XII 1940 Dear Hanna and Manfred, we have a letter from Eva today that she has for 4 weeks no news from you, I am afraid that letters have been lost. We wrote to you both every week regularly and now being anxious we have tried to make an arrangement with the Western Telegraf that all the telegrammes we send could be paid by you as we want to inform you regularly about your daughter and are somewhat short of money. You will understand that now I hope it will be possible so that you may not have to all your other anxious forces the worry about your child. Please send us life before cables from time to time — we are in such an enormous distance that letters are not sufficient as they seem to take much time. Eva writes quite happy, she is somewhat disappointed that we arrive later than we proposed but I want badly a few weeks without travelling. From us there is nothing new to relate. We live a retired life and till now we could stand the heat very well, only one wants more sleep and feels his energy a little diminished. We ourselves have no letters from you all now for three weeks but your cable reassured us at least that you are allright. Kindest regards to all and love to you

Rio, Hotel Central

Stefan Zweig

Dear Hanna + Manfred, — There seems to be an all-round shortage of letters just now - we have no letters from you since 3 weeks, you have no letter from Eva for 5 weeks and she has no letter from you since 4 weeks. But I hope that all these letters which certainly have been written are not lost but only delayed and will arrive as a nice Christmas surprise. In any case I repeat our birthday wishes which we expressed in our last letter. — We are all-right. It is not yet so very hot and I have not even started bathing. We are continuing to work and to see few people, and my only activity consists in taking Spanish lessons, in order to change my Esperanto



2)

into real Spanish. From Eva we had another letter to-day telling that she has seen Rose Hohl and her sister and brother-in-law and that they are very sweet. But I have had no word from Rose herself - it seems to be a general defect of the American character this not-writing - although I feel sure of her friendship and very best intentions. Only my sister-in-law is reliable and I am beginning to appreciate it very much. She wrote a few days ago that she had again spoken to Eva by phone and that everything was allright and that she was going to see her soon. I am looking forward to seeing Eva in February. Even if we do not remain in Newyork, we will not be more than two hours away at the most, and I shall be able to see her frequently for at least 2 or 3 months. To make plans or even to think ahead for more than 4 or 5 months one does not dare although I always hope for pleasant events and sometimes even have rather premature dreams about being at home again with you. I am surprised to find myself so much more sentimental than I thought, but I discover more and more how deeply this habit of living with you for so long has grown and how much I miss you. My only consolation is that at least our house is useful to you as a place for rest and I do wish it will remain it. How are Raumans fitting in that Rosemount-life? Give them my kindest regards, also to all the others especially to Lizzy and Ursula to whom I want to write since a long time.

Best wishes, kisses and souvenirs,

Lotte

Brief von Stefan und Lotte Zweig an Hannah und Manfred Altmann, 7. Dezember 1940 (Literaturarchiv Salzburg, SZ-AAL/B1.69).

Zugleich überrascht sie, wie sehr ihr der gemeinsame Alltag fehlt: „I discover more and more how deeply this habit of living with you for so long, has grown and how much I miss you."

Die beiden Briefe zeigen, wie sich die Bedingungen familiärer Nähe innerhalb weniger Monate verändert haben. Der Januarbrief war selbst Teil des gemeinsamen Alltags und ließ auch Hannah daran teilhaben, das unterbliebene Telegramm gehörte zum Scherz. Im Dezember werden Telegramme zur notwendigen Ergänzung der unzuverlässigen Luftpost. Nun geht es darum, überhaupt noch voneinander zu hören und sich zu vergewissern, dass es den anderen gut geht.

Anmerkungen

[1] Stefan Zweig: Brief an Felix Falk, Wien, 25. Juni 1901, Stefan Zweig – Sammlung LAS.

[2] Falks *In memoriam. Nachklänge* wurde später im Litterarischen Echo von Hans Benzmann besprochen, den Zweig im Brief als möglichen Rezensenten seines eigenen Gedichtbands *Silberne Saiten* nennt. Vgl. Hans Benzmann: Allerhand Gedichtbücher. In: Das litterarische Echo. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde. Jg. 5 (1902/1903), Sp. 1681–1683, hier Sp. 1681.

[3] Charles Baudelaire: Gedichte in Vers und Prosa. Übersetzt von Stefan Zweig und Camill Hoffmann. Mit einer Einleitung von Stefan Zweig. Leipzig: Hermann Seemann Nachfolger 1902.

[4] Briefe an Frans Masereel, Stefan Zweig – Sammlung LAS, SZ-LAS/B1; Briefe von und an Max und Victor Fleischer, Stefan Zweig – Sammlung LAS, SZ-LAS/B3; Briefe von und an Richard Friedenthal, Stefan Zweig – Archiv Atrium Press, SZ-AAP/B2; alle Dokumente sind online verfügbar unter www.stefanzweig.digital.

[5] Ansichtskarten div. Verfasser:innen an Stefan Zweig, Stefan Zweig – Sammlung Anna Meingast, SZ-SAM/AK; Briefe Stefan Zweigs an Anna Meingast, Stefan Zweig – Sammlung Anna Meingast, SZ-SAM/B7; alle Dokumente sind online verfügbar unter www.stefanzweig.digital.

[6] Briefe von und an Herbert Reichner, Stefan Zweig – Archiv Atrium Press, SZ-AAP/B1; alle Dokumente sind online verfügbar unter www.stefanzweig.digital.

[7] Stefan und Lotte Zweig an Hannah, Manfred und Eva Altmann, Stefan Zweig – Archiv Altmann London, SZ-AAL/B1; Stefan Zweig an Lotte Zweig, Stefan Zweig – Archiv Altmann London, SZ-AAL/B2; Briefe von und an Friderike Zweig, Stefan Zweig – Archiv Altmann London, SZ-AAL/B3; Div. Verfasser:innen an Stefan und Lotte Zweig, Stefan Zweig – Archiv Altmann London, SZ-AAL/B4-B22; alle Dokumente sind online verfügbar unter www.stefanzweig.digital.

[8] Sigmund Freud: Postkarte an Stefan Zweig, Wien, 16. Oktober 1936, Stefan Zweig – Sammlung LAS; Sigmund Freud: Postkarte an Stefan Zweig, Wien, 7. November 1937, Stefan Zweig – Sammlung LAS; Sigmund Freud: Brief an Stefan Zweig, London, 10. Juni 1938, Stefan Zweig – Sammlung LAS. Möglich wurde dieser Ankauf durch das rasche Engagement von Helga Rabl-Stadler und die großzügige Unterstützung eines Mäzens.

[9] Vgl. Stefan Litt: Zeugnisse deutsch-jüdischer Kulturgeschichte: Der Erwerb deutschsprachiger Privatnachlässe für die Jewish National and University Library in Jerusalem 1934–1971. In: Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte, vol. 41, 2013, S. 195–212, hier 201.

[10] Stefan Zweig: Brief an Siegmund Freud, 14. September 1939, Stefan Zweig – Sammlung LAS, SZ-LAS/B7.47; online verfügbar unter www.stefanzweig.digital.

[11] Stefan Zweig: Worte am Sarge Sigmund Freuds [Fragment I], 1939, Reed Library – Stefan Zweig Collection Fredonia, SZ-AP2/W-H206 und Stefan Zweig: Worte am Sarge Sigmund Freuds [Fragment II], 1939, Literaturarchiv Salzburg, Stefan Zweig – Archiv Atrium Press, SZ-AAP/W33; ein Digitalisat des gesamten Dokuments ist verfügbar unter www.stefanzweig.digital.

[12] Stefan Zweig, Lotte Zweig, Martha Kahn, Eva Altmann, Ursula Mayer und Richard Friedenthal: Brief an Hannah Altmann, [Bath], 29. Januar 1940, Stefan Zweig – Archiv Altmann London, SZ-AAL/B1.10; online verfügbar unter www.stefanzweig.digital.

[13] Stefan und Lotte Zweig: Brief an Hannah und Manfred Altmann, [Rio de Janeiro], 7. Jänner 1940, SZ-AAL/B1.69; online verfügbar unter www.stefanzweig.digital.



© Albin Michel, Paris

Claudine Delphis (1950-2024) hat sich als Germanistin und erfahrene Herausgeberin von Briefwechseln bedeutender europäischer Intellektueller einen Namen gemacht. Sie edierte u. a. Stefan Zweigs Briefwechsel mit Georges Duhamel (Leipziger Universitätsverlag 2001) und Jean-Richard Bloch (EUD Dijon 2019), die sie leidenschaftlich und akribisch erforscht hat. Von ihr stammt die Idee zu diesem Briefband, doch war es ihr nicht vergönnt, an dessen Vollendung teilzunehmen.

Brigitte Vergne-Cain (Germanistin, Paris) beschäftigt sich gemeinsam mit Gérard Rudent (Geisteswissenschaftler) seit den frühen 1990er Jahren mit Zweigs erzählerischem Werk und edierte zwei umfangreiche Bände *Romans et Nouvelles / Romans, Nouvelles et Théâtre* in der Reihe „La Pochothèque“ (LGF, Paris). Ab 2013 führten sie diese Arbeit der Übersetzung und Edition weiter, jedoch mit neuem Fokus auf Zweigs literatur- und gesellschaftskritisches Schaffen: 2020 erschien *Pas de défaite pour l’esprit libre* und 2021 *Écrits littéraires, d’Homère à Tolstoï* – insgesamt neunzig Beiträge in zwei Bänden, ediert und übersetzt von B. Cain-Hérudent; 2023 *„J’aimerais penser que je vous manque un peu“, Lettres à Lotte (1934-1940)*, alle im Albin Michel Verlag, Paris, und seitdem auch als Taschenbücher bei Le Livre de Poche, LGF.

ZWEIGS BRIEFE AN SEINE FRANZÖSISCHEN FREUNDE: ENTDECKUNGEN IN SICHT!

BRIGITTE CAIN-HÉRUDENT

Zur Ausgabe Stefan Zweig: *„Je ne me suis jamais senti un étranger en France." Lettres à mes amis français (1909-1942).* Préfacé et annoté par Brigitte Cain-Hérudent und Claudine Delphis. Paris: Albin Michel 2026. – Die hier versammelten 424 Briefe sind fast alle unbekannt und schlummerten bis jetzt, weltweit zerstreut, in öffentlichen oder privaten Archiven und Bibliotheken. Sie bilden also keine fertige ‚Sammlung'. Sie wurden zwischen 1909 und 1942 von Stefan Zweig an französische Schriftstellerkollegen und -freunde verschickt. Sie bieten in ihrer chronologischen Folge eine lebendige Chronik des literarischen Schaffens in Frankreich und darüber hinaus – vor, während und nach dem Ersten Weltkrieg. Eine höchst subjektive Chronik, die Jahr für Jahr die vielfältigen Interessen eines Stefan Zweig enthüllt, der sich in vielen jener Briefe als feinsinniger Literaturkritiker erweist. Außerdem spielt Zweig unermüdlich den Vermittler, den ‚Cross-Pollinator', da er es häufig schafft, französische Bücher, die ihn begeistert haben, ins Deutsche übersetzen und veröffentlichen zu lassen. Diese Briefe markieren auch seine wachsende Bekanntheit in Frankreich, denn immer öfter bedankt er sich bei Schriftstellern, die ihm spontan, ohne ihn persönlich zu kennen, ihr neues Werk geschickt haben.

Um das Lesen anregender zu machen, haben wir die Briefe in ungleiche Pakete, zeitlich abgegrenzte Kapitel, un-

terteilt. Vor jedem Kapitel beschreibt eine kurze Einführung dessen Merkmale und den biographischen und historischen Rahmen. Auch sind alle Briefe von Anmerkungen und Erläuterungen begleitet, die für einen heutigen Leser notwendig sind – wenn er sie voll genießen will! Etwa die Hälfte jener Briefe ist undatiert, was spannende Nachforschungen erforderte, denn eine chronologische Abfolge erschien uns sinnvoller als eine Anordnung nach den adressierten Schriftstellern. Das detaillierte Adressaten- und Briefe-Verzeichnis im Anhang erlaubt es aber den Leser:innen, die sich besonders für die eine oder andere Kontaktperson Zweigs interessiert, schnell und praktisch ‚ihre' Briefe zu finden.

Ein Hauptmerkmal dieser Briefe ist, dass Stefan Zweig sie fast alle direkt auf Französisch schrieb. Nur 30 (von insgesamt 424) wurden auf Deutsch verfasst und an nur vier Empfänger gerichtet: Charles Baudouin, Albert Schweitzer, Guy de Pourtalès und Christian Sénéchal. – Und während es bis jetzt bei den meisten Zweig-Biographen und Herausgebern immer hieß, der frankophile Österreicher habe auch die Sprache perfekt beherrscht (denn das kleinste Zweig-Zitat wurde stillschweigend geglättet und korrigiert), entdeckt man in dieser Edition etwas anderes: Zweigs authentische Ausdrucksweise, sein ‚eigenartiges Brief-Französisch': gleichzeitig fehlerhaft und erfindungsvoll, oft unkorrekt, aber immer ausdrucksstark. Er weiß darum, er entschuldigt sich oft dafür. Ein Beispiel unter vielen: an Jules Romains im April 1910 (Nr. 4): „Auf Französisch habe ich nur abgedroschene, auswendig gelernte Wörter; ich spüre immer, dass ich ein sprudelndes Gefühl mit einem kalten, beengenden Wort übersetzen muss." Auch Stefan Zweigs Psychologie als Verfasser von Briefen auf Französisch ist noch zu erforschen und wir versuchen sie hier ein wenig zu analysieren.

Unsere Auswahlkriterien waren: nur vollständige und bisher unveröffentlichte Briefe aufzunehmen, die sich an Franzosen richten und keinen rein beruflichen Charakter haben (etwa an einen Verleger oder Übersetzer). Außerdem ist bei einem solchen Briefband anzunehmen, dass viele Briefe

‚fehlen' – verloren, verkauft, zerstört, spurlos verschwunden: die große Axt der Geschichte hat ja mit zwei Weltkriegen zugeschlagen, und im besetzten Frankreich wurde geplündert, entwendet… In einer heuristischen Perspektive wollten wir also herausfinden, was übriggeblieben sein könnte.

Einige Details nun zu der hohen Zahl von 58 Empfängern: Zwei von ihnen (Jules Romains, Georges Duhamel) sind mit über 50 Briefen vertreten; fünf von ihnen (René Arcos, Charles Baudouin, Marcel Martinet, Roger Martin du Gard und André Suarès) erhielten mehr als 20 Briefe. 28 weitere Empfänger sind hier nur mit einem Brief vertreten (u.a. Colette, Julien Green, Jean Paulhan, René Étiemble). Dazwischen findet sich eine überraschende Vielfalt von gut 20 Korrespondenten (u.a. André Gide, Henri Barbusse, Albert Schweitzer, Henry Poulaille, Paul Valéry, Julien Cain, Charles Du Bos, Marie Bonaparte, Guy de Pourtalès, André Maurois, Alfred Cortot), was beweist, wie lebhaft sich Stefan Zweig am geistigen Leben in Frankreich beteiligt hat. Charles Baudouin beschreibt ihn als jemand, „der sich in menschlichen Gruppen wie zu Hause fühlt, zwischen denen er sich wie ein freier Komet bewegt" (*Éclaicie sur l'Europe, Lausanne 1944*, S. 24). Und gerade diese Vielfalt macht Zweigs Briefe nach Frankreich wirklich inhalts- und abwechslungsreich.

„Entdeckungen in Sicht", schrieben wir. Was verdient also, hier als neu geschildert zu werden? Als besonders bedeutend erscheinen in diesem Briefband gewisse Erlebnisse, Erfahrungen oder Begegnungen Stefan Zweigs, die bisher wenig oder gar nicht beachtet wurden. Ein erstes Beispiel bilden seine sieben Briefe an Henri Ghéon (damals eng mit Gide befreundet), der kaum mehr als ein Name in Zweigs Pariser Tagebuch war. Im Frühling 1914 wendet sich Zweig mit einem originellen Projekt an ihn (Nr. 23): Ghéons Stück *Le Pain* (1911) könnte in „etwas völlig Neues, das die Idee des griechischen Theaters mit dem modernen Thema verbindet […], eine neuartige Musikform für unsere Zeit" übersetzt werden. Auch der Komponist Oskar Fried und Max Reinhardt seien interessiert. Und der begeisterte Zweig vergisst als

ehrlicher Partner nicht, Ghéon auch ein finanziell solides editorisches Angebot zu machen (Nr. 24). Der Kriegsausbruch vereitelt zwar das ganze Projekt, doch diese bisher unbekannten Briefe zeigen etwas Interessantes: Zweig war vor 1914 bereit, sich dem literarischen Kreis der Nouvelle Revue Française um André Gide anzunähern – und ist darin autonom gegenüber Romain Rolland, der zwar seit 1910 sein großer Freund, doch nicht ‚sein Meister' ist! Ein zweites Beispiel bilden Zweigs Briefe während seiner wichtigen 16 ‚Schweizer Monate'; man verfolgt seine wachsenden Freundschaften mit René Arcos und mit Charles Baudouin, beide Dichter und überzeugte Pazifisten (die auch Rolland nahestehen). Ein drittes Beispiel: Der Frühling 1922 nimmt eine neue Bedeutung an; viele kurze Briefe nach Paris attestieren nämlich, dass Zweig bei dieser ersten Wiederkehr seit dem Krieg und dank seiner (bisher wenig beachteten) anarchistisch gesinnten Freunde Charles Hotz (mit 8 Briefen vertreten) und Fernand Desprès mit Alzir Hella bekannt wird, seinem künftigen ‚General-Übersetzer', der sein langjähriger Partner und literarischer Agent werden sollte.

Eine spürbare Abkehr von Paris zeichnet sich im Briefband ab. Am 23. Oktober 1925 schreibt Zweig an Rolland: „Ich fürchte Paris, das ich so sehr liebe, wegen der Freunde. Ich kann nicht alle besuchen und möchte niemanden kränken." (*Correspondance Rolland-Zweig 1927-1940*, Paris 2016, S. 535) Und es zieht Zweig (wie viele andere seiner frz. Schriftstellerfreunde übrigens auch) immer öfter in den lichtvollen Süden Frankreichs: nach Marseille zuerst, wo er im Herbst 1925 „in 10 Tagen" sein *Volpone*-Stück schreibt (Nr. 171, an J. Romains). 1931 findet er im herrlichen Cap d'Antibes einen anderen Rückzugsort („Ich war sehr müde und und floh aus Paris", an Martinet, Nr. 249), wo er ruhig und fleißig arbeiten kann. Zweimal, 1935 und 1936, verbringt er mehrere Wochen in Nizza, in der Nähe von Jules Romains, und dort kann er Roger Martin du Gard treffen, mit dem er seit fünf Jahren innige freundschaftliche Briefe ausgetauscht hat. Zweigs insgesamt 24 Briefe an den baldigen Nobelpreisträger (1937)

gehören tatsächlich zu den inhaltsreichsten des Bands.

Neben ihrer großen Zahl (58) ist auch die Vielfalt der französischen Korrespondenten beeindruckend: Wer erwartete denn, unter ihnen so politisch engagierte Menschen zu finden wie Henri Barbusse (4 Briefe), Marcel Martinet (28 Briefe) oder Henry Poulaille (13 Briefe) – respektive ein namhafter Kommunist, ein aktiver Trotzkist, ein Anarchist und Verfechter der proletarischen Literatur? Und dies, obwohl Zweig immer wieder seine entschiedene Abscheu vor der Politik äußert. Die Erklärung ist: Zweig liebt und bewundert ihr literarisches Schaffen – egal, wo sie politisch stehen: Guy de Pourtalès z.B. steht rechts, bei der ‚Action française'. Beinahe könnte man behaupten, dass Zweigs Unpolitisch-Sein ein Humanismus ist, seinen eigentlichen Humanismus darstellt – man denke an seine Figuren von Erasmus, Castellio oder Cicero.

Zweig bleibt in Paris ein leidenschaftlicher Autographensammler und Erwerber. Das dokumentieren seine Briefe (aus den Zwanzigern) an Simon Kra, an Noël Charavay und an Charles Vellay.

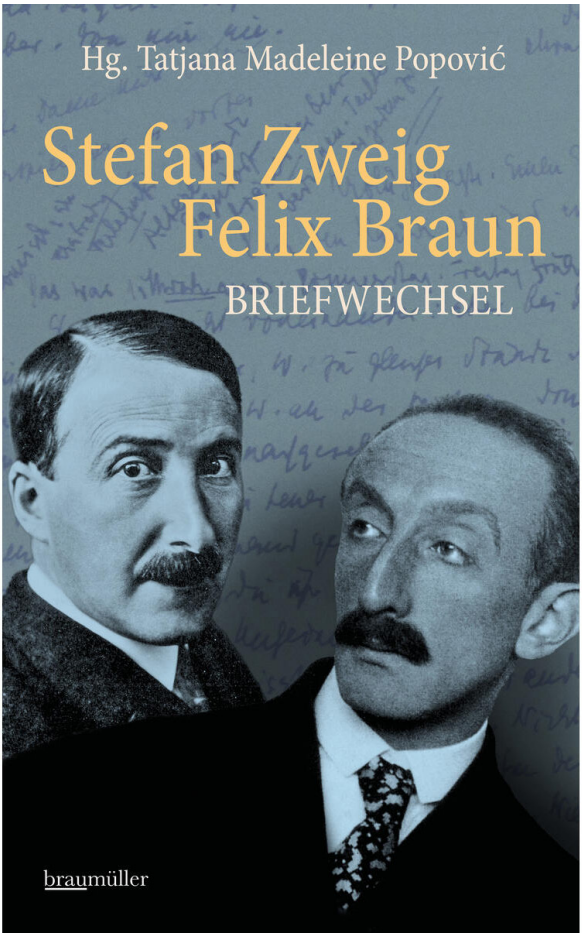
Über Stefan Zweigs Verhältnis zu André Gide gewähren vier bemerkenswerte Briefe einen einzigartigen Einblick. Sie wurden 1914, 1922, 1928 und 1936 abgeschickt, und schon diese Jahreszahlen deuten auf eine Entwicklung hin. Im Februar 1922 (Nr. 99) schreibt Zweig ganz offen: „Ich habe auch Ihren Aufruf in ‚La Nouvelle Revue Française' gelesen und war davon berührt, auch wenn sich meine persönliche Meinung von Ihrer unterscheidet. […] Das Kunstwerk gehört weder seinem Autor, noch seinem Besitzer, noch seiner Nation, noch seiner Epoche." Zweig, der überzeugte Europäer, verurteilt hier jedes (auch literarische) Nationalgefühl. Im April 1928 (Nr. 203) erklärt er in seinem Dankesbrief an Gide für dessen letztes Buch (*Rückkehr aus dem Tschad*): „Ich kann auf dieses Zeugnis Ihrer Zuneigung nicht besser reagieren als mit der größten Aufrichtigkeit. Ich gehöre nicht zu denen, die Ihre Bücher immer und von Anfang an geliebt haben." Doch sieht er Gides letztere Werke als „Bücher voll

neuen Muts, Bücher, die etwas wagen, die aussagen: Sie haben in den Nachkriegsjahren wirklich einen riesigen Schritt gemacht, und ich freue mich, Ihnen eine ganz neue und stärkere Bewunderung als je zuvor aussprechen zu können." Dieses Zitat soll zeigen, wie Zweig an Gide schreibt: auf Augenhöhe. Und im Dezember 1936 (Nr. 343), aus London, wo ihn gleich drei Bücher von Gide erreicht haben, schreibt Zweig: „Sie werden verstehen, dass mich das über Russland am meisten begeistert hat [*Zurück aus Sowjet-Russland*]. Ich halte dieses Buch gerade jetzt für sehr notwendig." Daraufhin erläutert Zweig eingehend seine Stellung zur „USS" und warum es ihm „immer unmöglich war, irgendeiner Partei blind zu vertrauen. […] Ich bin angewidert vom Papismus aller Diktatoren" – und er berichtet von seiner „Studie über den Kampf von Castellio gegen Calvin […], jener bewundernswerte freie Mann, der diese Genfer Terrorisierung des Gewissens angriff".

Zuletzt ist auf Folgendes hinzuweisen: Dieser Briefband ermöglicht ein besseres Verstehen von vier mit Frankreich verbundenen ‚Leistungen' in Zweigs Leben. Die Briefe an Charles Baudouin dokumentieren (insbesondere) die lange Geschichte seiner Übersetzung von Zweigs *Jeremias* (Ende 1917 begonnen, erst 1929 veröffentlicht). Georges Duhamel vertraut Zweig sein anspruchsvolles Projekt für die ‚Bibliotheca Mundi' an: die „*Anthologie de la poésie lyrique française de Villon à Baudelaire*". Seine 14 Briefe an Duhamel zwischen 1921 und 1924 machen das Zustandekommen des Buchs nachvollziehbar. Andererseits schildern Zweigs Briefe an Jules Romains zwischen 1927 und 1940 detailliert seine zweifellos glücklichste literarische Zusammenarbeit: Sein Vorschlag Anfang 1927 (Nr. 171), Romains sollte Zweigs „leblose Komödie" und Erfolgsstück Volpone „frei" bearbeiten („und wir hätten auch in Frankreich einen großen Erfolg und würden den Kuchen gerecht unter uns aufteilen"), führt zu einem langjährigen Theatererfolg in Paris (ab November 1928) und weltweit. Alle weiteren Fragen der gemeinsamen Autorschaft, der Veröffentlichung und der Filmrechte werden

offen erörtert, sodass Zweigs Fazit lautet (Nr. 214): „Bei uns spüre ich, glücklicherweise, dass unsere Freundschaft gefestigt ist." – Eine vierte entdeckungswerte ‚Leistung' betrifft André David, bislang unter den Zweig-Forschern und -Liebhabern kaum bekannt: Er organisierte Zweigs letzten großen Pariser Auftritt, die berühmte „Conférence de Marigny" über „Das Wien von Gestern". Von Davids „Einladung" Anfang August 1937 (Nr. 353) bis knapp vor der Veranstaltung am 26. April 1940 (Nr. 395) verdeutlichen jene 10 Briefe an André David, was die Perspektive, in Paris wieder präsent zu sein, für Zweig in jenen Jahren seines Exillebens bedeutet hat.

Abschließend eine kurze Bilanz: Dieser Briefband knüpft an die umfangreiche, unter Knut Becks Federführung erschienene vierbändige Briefausgabe an (S. Fischer). Er ergänzt das bekannte Bild Zweigs. Besonders bemerkenswert ist, dass Jules Romains hier als wichtigster langjähriger französischer Freund Zweigs hervortritt. Außerdem ermöglichen diese Briefe, einige verbreitete Klischees über Zweig zu hinterfragen. Denn der unmittelbare Charakter des Briefmaterials (la „matière épistolaire") agiert wie ein Gegenmittel gegen die Gefahr einer rein rückblickenden Deutung, wonach Zweigs Leben ab 1934 zwangsläufig auf den Selbstmord zugelaufen wäre. Dem widersprechen eindeutig die (hier) 22 letzten Briefe Zweigs von 1941 und 1942. Auch das (übliche) Bild Zweigs als passiver, ständig einen ‚Meister' suchender Schriftsteller gerät ins Schwanken, beweisen doch diese ‚Briefe nach Frankreich' seine Selbstständigkeit, seine geistige Autorität und sein unermüdliches Agieren als Vermittler, als ‚Cross-Pollinator'. Zum Schluss sind in diesem Buch drei wesentliche Aspekte von Zweigs Persönlichkeit prägend, die heute noch viele Menschen an ihm faszinieren: ein unerschütterlicher Individualismus, eine resolute Ablehnung der politischen Welt, und eine Lebensbejahung, die ihn als einen Weisen, einen Stoiker jedoch zum Freitod führen konnte.



© Braumüller Verlag, Wien

BRIEFWECHSEL STEFAN ZWEIG UND FELIX BRAUN

ERIKA CAPOVILLA

Zweig, Stefan/Braun, Felix: Briefwechsel 1910–1942. Hg. v. Tatjana Madeleine Popović. Wien: Braumüller Verlag 2025. 544 S.

Noch 2018 wurde im *Stefan-Zweig-Handbuch* die Erforschung von Zweigs unüberschaubarer Korrespondenz als weitgehend offenes Forschungsfeld beschrieben. Trotz bereits vorliegender Editionen (u. a. mit Friderike Zweig, Lotte Altmann, Romain Rolland, Joseph Roth und Thomas Mann) galt die vollständige Erschließung weiterer wichtiger Korrespondenzen, darunter jener mit Felix Braun, als Forschungsdesiderat.[1] Seither hat sich die Editionslandschaft erheblich erweitert: Die erschienenen Briefwechsel mit Andreas Latzko, Ellen Key, Anton Kippenberg, Felix Salten, Jakob Wassermann und Bernhard Diebold – die zahlreichen Aufsätze und Sammelbände, in denen bislang unveröffentlichte Briefe herangezogen werden, nicht mitgezählt – haben neue Einblicke in Zweigs intellektuelle und persönliche Beziehungen ermöglicht.

In diese Entwicklung reiht sich nun auch die 2025 im Wiener Braumüller Verlag erschienene Edition des Briefwechsels zwischen Stefan Zweig und Felix Braun ein, herausgegeben von Tatjana Madeleine Popović (im Folgenden B/Z). Der Band umfasst insgesamt 169 Briefe: 55 von Zweig, die in der Wienbibliothek im Rathaus aufbewahrt werden, und 114 von Braun, die sich bis auf zwei Korrespondenzstücke in der Stefan Zweig Collection der Daniel A. Reed Library

an der State University of New York at Fredonia befinden. Der sich über drei Jahrzehnte erstreckende Schriftverkehr (1910–1942) lässt trotz erheblicher Lücken – zahlreiche Briefe Zweigs sind verschollen – die Entstehung und Entwicklung der Beziehung zwischen Zweig und dem vier Jahre jüngeren Braun ebenso nachvollziehen wie ihre persönlichen Lebensumstände, literarischen Interessen und weltanschaulichen Positionen.

Der erste überlieferte Brief datiert aus dem Jahr 1910, drei Jahre nach der ersten Begegnung der beiden in Wien. Braun gehörte zu Zweigs Wiener intellektuellem Freundeskreis in der Vorkriegszeit und blieb ihm auch während der späteren Salzburger Jahre eng verbunden. Vom gegenseitigen Vertrauen zeugen unter anderem Brauns Vertretung Friderikes bei ihrer Hochzeit mit Stefan Zweig 1920 sowie seine zeitweilige Betreuung ihrer Salzburger Villa. Nach der nationalsozialistischen Machtübernahme wählten beide England als Exilland: Zweig verließ Österreich 1934, Braun folgte 1939. Während sich Zweig 1942 in Brasilien das Leben nahm, kehrte Braun 1951 nach Österreich zurück, wo er 1973 starb.

Ihre jüdisch-wienerische Herkunft, die gemeinsame schriftstellerische Tätigkeit, eine gewisse Skepsis gegenüber der Politik und später das englische Exil prägten eine langjährige Freundschaft, in der Zweig allerdings, wie die Herausgeberin zu Recht beobachtet, häufig die bestimmende Rolle einnahm – Braun selbst sollte in einem späteren Porträt des Freundes von dessen „Superiorität“ sprechen.[2] Zweig tritt vor allem als Ratgeber und literarischer Vermittler für Braun auf; dieser wiederum begegnet dem „Allerhilfreichste[n]“ (B/Z 22.08.1935, S. 220) mit großer Dankbarkeit, drängt auf persönliche Begegnungen und zeigt sich nicht selten gekränkt, wenn seine Erwartungen unerfüllt bleiben. Diese Asymmetrie lässt sich auch vor dem Hintergrund ihrer unterschiedlichen Lebens- und Arbeitsbedingungen verstehen. Der aus einer wohlhabenden großbürgerlichen Familie stammende Zweig hatte bereits früh

literarisch reüssiert und stieg in der Zwischenkriegszeit zum meistgelesenen und -übersetzten Autor der Welt auf; Braun, der aus wesentlich bescheideneren wirtschaftlichen Verhältnissen kam, blieb hingegen eine vergleichbare Anerkennung versagt. Aus finanziellen Gründen war er zeitlebens gezwungen, seinen Lebensunterhalt auch durch andere Tätigkeiten zu sichern, etwa durch seine Dozentur an der Universität Palermo. Zahlreiche Bekenntnisse zeugen von der erheblichen Frustration, die diese Situation bei ihm hervorrief („Schwer ist mein Leben, Stefan. […] Es ist – ich darf es sagen – kein ganz unheroischer Kampf", B/Z 06.03.1930, S. 51). Auf die prekäre Existenzlage des Freundes reagierte Zweig mit der Aufforderung, seine schriftstellerische Tätigkeit stärker an wirtschaftlichen Erfordernissen auszurichten und sich der Produktion „ein[es] merkantil nutzbare[n] Buch[es]" zuzuwenden (B/Z 30.08.1938, S. 344); Braun nahm diesen Rat jedoch keineswegs widerspruchslos auf, sondern bekräftigte lakonisch seine Treue zur ‚reinen Dichtung' („Und so werde ich auch fortdichten, Stefan", B/Z 19.09.1938, S. 351).

Neben den gemeinsamen Bekanntschaften (etwa Émile Verhaeren, Erika Mitterer, Lavinia Mazzucchetti, Hans Carossa, Erwin Rieger und Victor Fleischer) und den Sorgen um das gemeinsame Exilschicksal bildet auch die Auseinandersetzung mit Literatur und Kunst einen der zentralen Themenkreise des Briefwechsels. Zur Sprache kommen dabei nicht nur grundsätzliche Fragen des eigenen Selbstverständnisses als Literat, sondern auch die konkrete literarische Produktion beider Autoren. Ihre unterschiedliche wirtschaftliche und gesellschaftliche Stellung geht jedoch keineswegs mit einer entsprechenden Unterordnung Brauns in literarischen Fragen einher; vielmehr lässt der Briefwechsel erkennen, dass er dem erfolgreichen Freund mit einem durchaus eigenständigen ästhetischen Urteil begegnet. Besonders aufschlussreich sind in dieser Hinsicht seine zahlreichen Reaktionen auf Zweigs Werke, in denen sich Bewunderung und kritische Einwände, insbesondere hinsichtlich der sprachli-

chen Gestaltung, miteinander verbinden. So weist Braun auf manche sprachliche „Sünde“ in *Leporella* und *Buchmendel* hin (B/Z 05.12.1929, S. 53) und bezeichnet die in *Das Lamm des Armen* erkennbare „Vorliebe für das Allzugenaue, für das Direkte“ als „ein[en] Rest des alten Naturalismus“ („Das ist nicht shakespearisch, Stefan“, B/Z 06.05.1930, S. 66); die Sprache des Mary Baker Eddy-Essays aus *Die Heilung durch den Geist* beurteilt er als einen Rückfall „in den früheren aufgepeitschten Stil“ (B/Z 14.02.1931, S. 84) und die zahlreichen Wiederholungen im ersten Teil der *Marie Antoinette* stören ihn (B/Z 10.11.1932, S. 132).

Die Briefsammlung stellt die erste vollständige Edition des erhaltenen Briefwechsels zwischen Braun und Zweig dar. Zuvor waren nur ausgewählte Briefe in die von Richard Friedenthal edierte Briefsammlung sowie in die vierbändige Ausgabe von Zweigs Briefen aufgenommen worden; 1991 hatte Jeffrey B. Berlin zudem Briefe bzw. Briefauszüge aus dem Jahr 1938 veröffentlicht.[3] Eine Besonderheit der Edition liegt in der privilegierten Perspektive ihrer Herausgeberin: Als Brauns Großnichte besitzt Tatjana Madeleine Popović einen ungewöhnlich persönlichen Zugang zu einem der Korrespondenzpartner. An ihren Großonkel, mit dem sie bis zu seinem Todesjahr selbst in brieflichem Austausch stand, erinnert sie sich als „einen gütigen, liebevollen und etwas traurig wirkenden Menschen“ (B/Z, S. 493). Gerade diese Passage weckt die Neugier auf weitere Einblicke in Brauns Persönlichkeit aus der unmittelbaren Erinnerung der Herausgeberin; eine etwas ausführlichere Entfaltung dieses persönlichen Zugangs wäre daher besonders aufschlussreich gewesen. Hervorzuheben ist darüber hinaus die umfangreiche editorische Ausstattung mit einem Vorwort und einer Nachbemerkung der Herausgeberin, Lebenstafeln und ausgewählten Werkverzeichnissen zu beiden Autoren, Reproduktionen von Postkarten sowie einigen begleitenden Texten. Der damit eröffnete dokumentarische Blick hätte jedoch durch die Einbeziehung weiterer Zeugnisse ihres Austauschs noch bereichert werden können – etwa

durch gegenseitige Rezensionen, Widmungen und spätere Erinnerungszeugnisse –, die ihr Verhältnis auch jenseits des unmittelbaren Briefaustauschs in zusätzlichen Facetten sichtbar gemacht hätten.

Gerade hierin könnte sich jedoch eine Perspektive für die künftige Forschung eröffnen: die Untersuchung der bislang kaum näher beleuchteten Beziehung zwischen Braun und Zweig auf der Grundlage einer erweiterten Quellenbasis, wofür der Briefwechsel zweifellos einen zentralen Ausgangspunkt bilden wird. Dabei wäre insbesondere auch die Stellung beider Autoren innerhalb ihrer gemeinsamen intellektuellen Netzwerke genauer zu untersuchen. Ebenso wünschenswert wäre eine vergleichende Studie ihrer Werke, etwa ihrer Auseinandersetzungen mit historischen Stoffen in den dreißiger Jahren (Zweigs Erasmus- und Castellio-Biographien; Brauns *Kaiser Karl der Fünfte*) oder ihrer autobiographischen Lebensdarstellungen (Zweigs *Die Welt von Gestern*; Brauns *Das Licht der Welt*). Auch der unterschiedliche Umgang mit der jüdischen Herkunft und die jeweiligen Italienbilder könnten in diesem Zusammenhang aufschlussreiche Vergleichsperspektiven bieten. Besonders vielversprechend erscheint schließlich die Frage, inwiefern Brauns kritische Reaktionen auf Zweigs Sprachgebung – ein „Freundschaftsdienst", wie Braun seine Kritik selbst versteht (B/Z 06.08.1938, S. 321) – Zweigs literarische Arbeit tatsächlich beeinflusst haben.

Anmerkungen

[1] Klemens Renoldner: Briefe. In: Stefan-Zweig-Handbuch. Hg. v. Arturo Larcati, Klemens Renoldner u. Martina Wörgötter. Berlin, Boston 2018, S. 577–587, hier S. 585.

[2] Felix Braun: Stefan Zweig. In: Ders.: Zeitgefährten. München 1963, S. 59–77, hier S. 61.

[3] Vgl. Stefan Zweig: Briefe an Freunde. Hg. v. Richard Friedenthal. Frankfurt a. M. 1978; Stefan Zweig: Briefe in vier Bänden. Hg. v. Knut Beck, Jeffrey B. Berlin u. Natascha Weschenbach-Feggeler. Frankfurt a. M. 1995–2005; Jeffrey B. Berlin: „‚Wie unwichtig sind ja überhaupt jetzt alle unsere Bücher und das, was wir machen!' The Unpublished Correspondence between Stefan Zweig and Felix Braun during the Anschluß year 1938". In: Germanisch-Romanische Monatsschrift 41/3 (1991), S. 322–348.

Stefan Zweig Zentrum Salzburg
Edmundsburg, Mönchsberg 2
5020 Salzburg, Österreich

Tel.: +43 (0)662 8044-7641
Fax: +43 (0)662 8044-7649
E-Mail: office@stefan-zweig-zentrum.at
www.stefan-zweig-zentrum.at

Folgen Sie uns auch auf Social Media:

www. facebook.com/stefanzweigcentresalzburg

www. instagram.com/stefanzweigzentrumsalzburg

Öffnungszeiten:
Montag, Mittwoch, Donnerstag und Freitag von 14-16 Uhr
Führungen nach telefonischer Vereinbarung

Das *Stefan Zweig Zentrum Salzburg* erreichen Sie vom Toscaninihof über die Clemens-Holzmeister-Stiege oder mit dem Lift im Zugang zu den Altstadtgaragen.

Österreichische Post AG SM20Z042033 S
Universität Salzburg, Kapitelgasse 4–6, 5020 Salzburg

Team
Dr. Martina Wörgötter, Direktorin
Eva Alteneder, Referentin
Thomas Assinger, BA MA, wissenschaftlicher Mitarbeiter
Dr. Elisabeth Erdem, wissenschaftliche Mitarbeiterin
Eva Elisabeth Schram, BEd BA, Projektmitarbeiterin
Tatjana Tadic, BA, Studienassistentin
Nikolaj Maljm, Haustechnik

zweigheft 35
Erscheinungstermin: November 2026
Redaktionsteam: Eva Alteneder, Martina Wörgötter
Gestaltung: Hermann Kunstmann, Universität Salzburg, Printcenter
Druck: Die Offset
ISSN Nummer 2960-544X

UNIVERSITÄT SALZBURG
Stefan Zweig Haus | Stefan Zweig Zentrum

STADT : SALZBURG

LAND SALZBURG

ORF FÜR ALLE



Mit Genehmigung von H. Bachmann, Österr. Nationalbibliothek

Ö1 Club.
In guter Gesellschaft.

Öffnet Türen zu Kunst und Kultur mit vielen Vorteilen: Ermäßigung bei 600 Kulturpartnern immer für zwei, monatlich das Ö1 Magazin *gehört,* Freikarten und exklusiven Veranstaltungen.

Seit 30 Jahren in guter Gesellschaft. Im Ö1 Club.

Jetzt Ö1 Club-Mitglied werden!

Alle Vorteile auf **oe1.ORF.at/club**

Ö1 CLUB



UNIVERSITÄT
SALZBURG

Stefan Zweig Haus | Stefan Zweig Zentrum

ISSN-Nummer 2960-544X